

HEYNE <

T. S. Orgel im
WILHELM HEYNE VERLAG

Orks vs. Zwerge

Orks vs. Zwerge – Fluch der Dunkelheit

Orks vs. Zwerge – Der Schatz der Ahnen

Die Blausteinkriege I – Das Erbe von Berun

Die Blausteinkriege II – Sturm aus dem Süden

Die Blausteinkriege III – Der verborgene Turm

Das Haus der tausend Welten

Die Schattensammlerin –

Dichter und Dämonen

Terra

Behemoth

Der Skandal

T. S. ORGEL

DIE
SCHATTEN
SAMMLERIN

DICHTER und DÄMONEN

Roman

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

*Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen,
sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt
der Erstveröffentlichung verweisen.*



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Originalausgabe 6/2022
Copyright © 2022 by Thomas und Stephan Orgel
Copyright © 2022 dieser Ausgabe by
Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Redaktion: Catherine Beck
Umschlaggestaltung und -illustration:
DAS ILLUSTRAT, München,
unter Verwendung von Motiven von Shutterstock.com
Satz: Schaber Datentechnik, Austria
Druck und Bindung: CPI books GmbH
Printed in Germany

ISBN: 978-3-453-32179-3

www.heyne.de

INHALT

1. Der Diebstahl	7
2. Der Geheimrat	79
3. Spurensuche	127
4. Fenstersturz	175
5. Der Zirkus	219
6. Eine Reise nach Offenbach	263
7. Schillers Worte	309
8. Main, Mythen und Legenden	349
9. Von Wolzogens Vermächtnis	391
10. Die Senckenberg-Akten	435
Verzeichnis handelnder Personen	477

I.

DER DIEBSTAHL

EIN WILDER ZUG AUS maskierten Gestalten schob sich mit Trommeln, Fackeln und Trompeten durch die Altstadt der freien Stadt Frankfurt, um mit vereinten Kräften den Römer zu erobern. Man schrieb das Jahr 1830.

Napoleons Kriege hatten tiefe Wunden in der Seele der hessischen Handelsmetropole hinterlassen, und die Menschen konnten sich noch viel zu genau an das »Jahr ohne Sommer« erinnern. Jene schrecklichen Monate, in denen die Sonne nicht mehr scheinen wollte und schwere Unwetter und Überschwemmungen das Korn auf den Feldern hatten verfaulen lassen. Die Menschen wussten, was Unheil und Elend bedeuteten, doch in der Fastnacht, die in jenem Jahr auf den dreiundzwanzigsten Februar fiel, waren die tief verschneiten Gassen Frankfurts bis zum Bersten mit bunten Gewändern gefüllt. Das Geschrei und der Lärm der Narren waren bis weit hinauf zum Rand des Taunus zu hören, den der Winter noch immer in seinem eisigen Griff gefangen hielt.

Die Fastnacht war ein seltsames Relikt aus uralten, heidnischen Zeiten. Ein Brauch, um die bösen Geister und Dämonen zu vertreiben: üble Gesellen, die sich bevorzugt im Schutz der dunklen Jahreszeit aus ihren Löchern in der Höhe hervorwagten und bis tief in die Niederungen der Mainebene vordrangen, um die Menschen dort unten mit Unheil und Elend zu überziehen. Doch an den Fastnachtstagen gewannen die Frankfurter seit jeher die Oberhand über ihre Dämonen zurück. Überall in der Stadt wurde getanzt und gefeiert, als gäbe es kein Morgen mehr. Und die Geister und Dämonen kauerten sich furchtsam in ihren finsternen Löchern zusammen und warteten ab, bis die Gefahr an ihnen vorübergezogen war.

Jedenfalls die meisten von ihnen ...

An diesem verschneiten dreiundzwanzigsten Februar veranstaltete zur gleichen Zeit auch das neu gegründete Senckenberg Museum ein rauschendes Fest. Die höchsten Würdenträger der Stadt waren der Einladung zum Maskenball gefolgt, denn es hatte sich herumgesprochen, dass die einflussreiche Komtess Natalja Scheremetowna Interesse an der reichen naturwissenschaftlichen Sammlung zeigte, die das junge Museum auszeichnete. So eine seltene Gelegenheit ließ sich natürlich niemand entgehen, der in der Stadt Rang und Namen hatte und sich darüber hinaus auch noch gute Geschäfte mit dem Zarenreich versprach. Und so quollen die ehrwürdigen Räumlichkeiten im Schatten des Eschenheimer Turms beinahe über vor

unzähligen Adligen, Gelehrten und Mitgliedern des gehobenen Bürgertums.

Unter all den hochgestellten Persönlichkeiten fühlte sich Milli unglaublich fehl am Platz. Die junge Frau, die erst vor wenigen Wochen aus der Provinz in die hessische Handelsmetropole gezogen war, hätte weit lieber draußen in den Gassen mit den einfachen Bürgern gefeiert. Doch als frischgebackene Mitarbeiterin im Senckenberg hatte sie keine Möglichkeit, sich vor diesem bedeutenden Anlass zu drücken. Ihre Tante Anni hatte eigens eines ihrer liebsten Kostüme für sie umgenäht. Ein entsetzlich albernes Etwas mit lindgrünen Puffärmeln und fühlerartigen Auswüchsen, in dem sich Milli vorkam wie eine grauenvolle Mixtur aus Raupe und übergroßer Socke. Ihre Tante hatte beim letztjährigen Ball der Wohltätigen Bürgerwitwen den zweiten Preis damit eingheimst, und Milli konnte sich beim besten Willen nicht vorstellen, wer auf dem dritten Platz gelandet war.

Nun fand sie sich also derart verunstaltet inmitten dieser feinen Herrschaften wieder und musste zu allem Überfluss auch noch feststellen, dass ein Maskenball in Frankfurt eine hochoffizielle Veranstaltung darstellte, zu der sich die Damen und Herren in todschicke Gewänder nach venezianischem Vorbild hüllten. Bei den einzig wirklichen Verkleidungen handelte es sich um bunt bemalte Masken, die an dünnen Stäben elegant vor die Gesichter gehalten wurden. Wenn sich Milli in größeren Gesellschaften sonst schon nicht besonders heimisch fühlte, so wäre

sie an diesem Abend am liebsten ganz tief im Erdbo-
den versunken.

Der Festsaal lag im Erdgeschoss des weitläufigen
Gebäudes, dort, wo an normalen Tagen die Skelette
gewichtiger Ungetüme aus der Urzeit ausgestellt waren.
Jetzt quoll er über vor gewichtigen Persönlichkeiten
der Neuzeit, die sich mit gewichtigen Mienen und den
dazugehörigen gewichtigen Bäuchen über die ange-
botenen Häppchen hermachten.

Am Umfang des Bauches konnte man in diesen
Zeiten recht gut den Status eines Menschen ablesen.
Bei Milli zu Hause waren die Bauern eher klein und
zäh gewesen. Nur der Wirt und der Amtsvogt hatten
dort mächtige Bäuche zur Schau getragen. Die übrige
Dorfbewohner hatten überhaupt keine Gelegen-
heit gehabt, dick zu werden. Vor allem nicht, wenn
die Ernte mal wieder durch Hagelstürme und Re-
genbäche vernichtet worden war und gerade genug
übrig blieb, um den nächsten harten Winter zu über-
stehen.

In Frankfurt dagegen herrschte beinahe schon ein
Überfluss an Bäuchen, deren Umfang Milli in den
ersten Wochen immerhin geholfen hatte, sich in der
komplizierten Hierarchie der Museumsangestellten
zurechtzufinden.

Der Bauch von Kurator Anton Hollweg war zum
Beispiel nur mittelprächtigt ausgeprägt. Er wäre si-
cherlich gern mächtiger gewesen, doch im Verlauf
seiner Karriere hatte er es nie so recht zu voller Blüte
geschafft. Obwohl er es wirklich nach besten Kräf-
ten versuchte, wie man an der Art erkennen konnte,

auf die er sich über die köstlichen Happen hermachte, die von der Dienerschaft auf silbernen Tablett durch den Saal getragen wurden. Die Küchlein und Würstchen und Pasteten verschwanden so rasch in seinem Magen, dass man fürchten musste, er wäre auf der Flucht vor den Franzosen.

»Ah«, rief er zwischen jedem Happen immer wieder begeistert aus. »Ah! Hmmm. Köstlich. Ein Gedicht!«

Die Küchenhilfen hatten Milli einmal hinter vorgehaltener Hand verraten, dass Kurator Hollweg im eigenen Haushalt am untersten Ende der Bäuche-Hierarchie stand. Selbst die zwei hässlichen Schoßhündchen seiner Gattin bekamen gerüchtehalber mehr zu futtern als er. Den Frust über diese Ungerechtigkeiten des Lebens ließ er deshalb oft und gern an seinen eigenen Untergebenen aus. In Gegenwart seiner hochgestellten Gäste allerdings, die das Gemetzel auf dem Silbertablett mit ehrfürchtigen Blicken verfolgten, war er wesentlich umgänglicher. In Gegenwart leckerer Häppchen schien er beinahe sogar ein glücklicher Mensch zu sein. »Lerchenpastete auf indischen Vogelnestern, Butterstollen, Entenleber, kaledonischer Kapaun! Und das nur zum Vorwärmen des Magens, meine Liebe!«

Einige der Anwesenden kannte Milli schon vom Sehen. Da war natürlich Johann Georg Neuburg, der erste Direktor des Senckenberg Museums und gleichzeitig Schwippschwager des berühmten Ministerialrats und Dichters Johann Wolfgang von Goethe. Der Dichter selbst hatte seine Wahlheimat Thüringen seit

etlichen Jahren nicht mehr verlassen, da es um seine Gesundheit schon längst nicht mehr zum Besten bestellt war. Dafür war anlässlich des Maskenballs sein Adlatus Abaris angereist. Die beiden hochgestellten Herrschaften waren in eine hitzige Diskussion vertieft, und so oblag es Herrn Hollweg, ihren russischen Ehrengast standesgemäß zu unterhalten.

Als gute Freundin des Hauses von Anstett galt Komtess Natalja Scheremetewna quasi als inoffizielle Vertreterin des Russischen Zarenhauses im Deutschen Bund. Eine außergewöhnlich gebildete und gut aussehende Dame mittleren Alters, die das aufdringliche Wesen ihres Gastgebers mit einem charmanten Lächeln ertrug. »Eine ordentliche Auswahl, werter Herr Kurator«, lobte sie freundlich.

»Ordentlich? Na, warten Sie erst mal das Bankett ab. Sie werden aus dem Staunen nicht mehr herauskommen. Das wird ein Festmahl wie im venezianischen Dogenpalast: eine originalgetreue Nachbildung des römischen Trevi-Brunnens. Er besteht aus reinstem Zucker und liegt in einem Bett aus Seesternen, Krabben und Langustenhäppchen. Winzige edelsteingeschmückte Fischlein recken keck ihre Köpfchen aus den salzigen Fluten, und als Überraschung springt zum Schluss sogar ein Zwerg mit einem Dreizack daraus hervor.«

»Ein Zwerg mit einem Dreizack?«

»Sie werden begeistert sein!«

Die Augenbraue der Komtess hob sich in einem eleganten Bogen. »Ist das nicht ein wenig ... nun, barbarisch?«

»Er trägt natürlich einen Lendenschurz«, beteuerte Herr Hollweg, während er sich gierig dem nächsten Tablett in den Weg warf. »Oh, sehen Sie mal, meine Liebe: Kaviar! Der Rogen des Störs. Im Deutschen bezeichnen wir ihn nicht umsonst als Speise der Götter, denn er ist eine echte Köstlichkeit. Kennen Sie in Russland eigentlich Kaviar?«

Das war leider das zweite Problem mit Kurator Hollweg: Er war als Vorgesetzter nicht nur ein echter Kotzbrocken, sondern darüber hinaus auch nicht mehr zu bremsen, wenn er sich ein bisschen zu viel hinter die Binde gegossen hatte. Milli war sich vollkommen sicher, dass er im Grunde nur durch familiäre Verbindungen an seinen Posten gekommen sein konnte.

»Ich habe tatsächlich schon einmal von Kaviar gehört«, entgegnete die Komtess mit ihrem charmannten russischen Akzent. »Ob Sie es glauben oder nicht: Wir fahren in unserem Land sogar Kutsche.«

»Am besten trinkt man zu Kaviar Schaumwein«, erklärte Herr Hollweg, dem die kleine Spitze seines erlauchten Gastes völlig entgangen zu sein schien. »Warten Sie, ich zeige Ihnen den besten Schaumwein der Welt. Der wird Sie unter Garantie – ja, wo ist denn hier ein Diener, wenn man ihn mal braucht? Wissen Sie, die Franzosen haben zwar eine Menge Unheil über dieses Land gebracht, aber von Schaumwein verstehen sie etwas. Wobei das kein Wunder ist, denn sie haben uns ja die besten Kellermeister aus dem Rheingau weggeschnappt.«

»Entschuldigen Sie mal!«, unterbrach ihn ein distinguiert wirkender Herr aus der Gästeschar, der im Auftrag des Hauses Mumm für die Getränkeversorgung zuständig war.

»Na, haben Sie denn etwa das Rüttelverfahren erfunden?«, entgegnete Hollweg geringschätzig.

»Das Rüttelverfahren?« Der Vertreter des Hauses Mumm runzelte die Stirn und strich sich nervös den Schnurrbart. »Nun, es ist nicht ganz so einfach, wie Sie ...«

»Ja was ist denn so schwierig daran, einen klaren Wein zu produzieren? Ein bisschen rütteln und kräftig Blasen dazugeben.«

»Blasen?«

»Wissen Sie denn nicht, was Blasen sind? Kein Wunder, dass Sie nicht in Frankreich arbeiten dürfen.«

Der Vertreter des Hauses Mumm wurde knallrot im Gesicht und schnappte heftig nach Luft, doch Kurator Hollweg hatte sich bereits wieder seiner russischen Gesprächspartnerin zugewandt. »Wissen Sie, Komtess, das Rüttelverfahren wurde ja eigentlich auch von uns erfunden – also eigentlich von einem Schwaben. Aber dafür kann er ja nichts.« Er lachte künstlich und störte sich nicht im Geringssten daran, dass keiner mitlachte. »Jedenfalls hat das Rüttelverfahren den Veuve Clicquot zum vielleicht besten Schaumwein der Welt gemacht. Zu einem *Savoir-vivre*, wie der Franzose so schön sagt. Sie da! Fräulein Wohl!« Abrupt richtete sich sein Zeigefinger auf Milli, die bis zu diesem Augenblick sehr zufrieden damit gewesen war, von den Anwesenden

höflich übergangen zu werden. Als ihr nun aber bewusst wurde, dass sich sämtliche Blicke auf sie zu richten begannen, wurde sie beinahe ebenso knallrot im Gesicht wie kurz zuvor der Vertreter des Hauses Mumm.

»Ich?«, gelang es ihr schließlich, weitgehend ohne zu stottern zu antworten.

»Sehen Sie hier noch jemand anderen, der auf den Namen Millicent Wohl hört?«

»Nein, aber ich ...«

»Keine Widerworte! Schwingen sie Ihren Hintern in die Küche, und – was ist das eigentlich für ein lächerliches Kostüm, das Sie da tragen?«

Milli errötete noch ein klein wenig mehr. »Saturnia pavonia«, murmelte sie mit gesenktem Kopf.

»Wie bitte?«

»Das Kleine Nachtpfauenaug – das ist eine Raupe.«

»Eine Raupe? Sieht das hier etwa aus wie eine Fastnachtsveranstaltung?«

Milli wollte schon zu einer passenden Entgegnung ansetzen, doch Herr Hollweg kam ihr harsch zuvor: »Keine Widerworte. Schwingen Sie Ihre Larve umgehend in die Küche, Fräulein Wohl, und besorgen Sie uns eine Flasche von dem Veuve Clicquot, den ich für die Komtess zurückgelegt habe. Husch, husch!« Er strich sich mit der Hand über das schütterere Haar und schüttelte seufzend den Kopf. »Wie heißt es im Deutschen so schön? Gutes Personal ist schwer zu finden.«

»Meinen Sie: ›Toter Fisch stinkt vom Kopf her?‹«, fragte die Komtess.

Herr Hollweg schüttelte lachend den Kopf. »Nein, nein, liebe Komtess. Das hat eine völlig andere Bedeutung in unserer Sprache.«

»Ich verstehe«, sagte die Komtess lächelnd.

Das Getümmel in der Küche ähnelte einem ganz eigenen Maskenball – oder bei genauerer Betrachtung noch eher einer blutigen Schlacht. Napoleon hatte mit Sicherheit kaum schlimmer auf dem europäischen Kontinent gewütet als diese Armee zu allem entschlossener Küchenschergen, die sich fluchend und brüllend durch die engen Gassen und Räume schob, die ohnehin schon mit einem bunten Durcheinander an Gerätschaften angefüllt waren. Gewaltige Kupferkessel, so groß wie Weinfässer; Töpfe und Pfannen und riesige Spülbecken, in denen sich Berge von schmutzigen Tellern stapelten. Bis zum Bersen mit Gewürzen in allen nur erdenklichen Farben und Geschmacksrichtungen gefüllte Schränke und Säcke voller Mehl und Zucker und anderer Zutaten, die in immer größeren Mengen von den Bediensteten herangekarrt wurden, um den schier unersättlichen Hunger der illustren Gästeschar zu stillen. Hundertschaften von Köchen und Kellnern drängten sich an den Arbeitstischen, schleppten Vorräte heran und verschwanden wieder mit Tablett, die sich unter Bergen frisch gekochter Leckereien bogen.

»Hey, pass doch auf!«

»Aus dem Weg!«

»Blumenkohl! Ich sagte Blumenkohl!«

Nur mit Mühe gelang es Milli, den zahlreichen Angriffen aus Suppenschüsseln, Töpfen und Pfannen auszuweichen und sich durch die Reihen der gegnerischen Truppen hindurchzuschlagen, bis sie schließlich vor ihrer Generalin stand – um im allerletzten Augenblick doch noch mit einem vorbeieilenden Küchenjungen zusammenzustoßen, der ein mit schmutzigen Tellern überladenes Tablett vor sich hertrug. Scheppernd und krachend zerschellte das Geschirr auf dem Boden.

»He da!« Eine massige Hand packte Milli am Kragen und zerrte sie in die Höhe.

Die Generalin der Armee war eine furchterregende Kriegerin, deren Statur einem Ochsen zur Ehre gereicht hätte. Als Rüstung trug sie eine fettverschmierte Lederschürze, und ihr Marschallstab war eine kupferne Suppenkelle, die sie nun drohend in Millis Richtung schwang. Wenn es neben dem berühmten Siegfried aus der Nibelungensage jemals ein anderer Krieger mit einem Drachen hätte aufnehmen können, dann wäre es die Küchenvorsteherin des Senckenbergs gewesen. Wahrscheinlich hätte sie ihn im Anschluss auch gleich noch gebraten und sein Skelett der Museumssammlung vermacht.

»Gnade«, winselte Milli mit eingezogenem Kopf.
»Ich kann alles erklären.«

»Erklär es meinem Kochlöffel!«, donnerte die Küchenvorsteherin in einem Bass, der mühelos die Mauern von Troja zum Einsturz gebracht hätte.
»Du da, Bursche!«, wandte sie sich an den belämmert dreinblickenden Küchenjungen. »Steh nicht

so dumm im Weg. Fürs Maulaffenfeilhalten wirst du nicht bezahlt. Kehre die Scherben auf und sieh zu, dass der Zwerg endlich in den Trevi-Brunnen steigt!«

»Der Zwerg ist in den Streik getreten«, murmelte der Küchenjunge kläglich. »Er weigert sich, einen Lendenschurz anzuziehen.«

»Ja, soll er denn etwa nackt aus dem Brunnen springen?«

»Er will gar nicht springen. Er hat gesagt, dass das so nicht vereinbart war. Das wäre unter seiner Würde oder so.«

»Unter seiner Würde? Ja, wo kommen wir denn da hin, wenn jeder dahergelaufene Hesse plötzlich seine Würde entdeckt?« Irritiert kratzte sich die Küchenvorsteherin mit der Kelle am Hinterkopf und richtete sie dann auf ihr Gegenüber. »Dann pass mal auf, Junge. Dann kletterst eben du in den Brunnen. Aber wasch dir vorher gefälligst die Füße!« Mit diesen Worten wandte sie sich um, um sich auf ihre nächsten Gegner zu stürzen.

»Champagner!«, rief Milli ihr verzweifelt hinterher. »Wo finde ich den Champagner?«

Die Generalin machte sich kaum die Mühe, sich umzudrehen. »Herr Hollweg schon wieder? Dieser Saufrumpf soll beim Äpfel bleiben. Für etwas Besseres fehlt ihm der Verstand.«

»Nicht für ihn. Er ist für die Komtesse!« Als die Generalin stirnrunzelnd innehielt, nutzte Milli schnell die entstandene Lücke in ihrer Deckung, um nachzustoßen. »Natalja Scheremetowna, meine ich.«

»Oha!« Die Suppenkelle der Generalin fuhr herum. »Sag das doch gleich, Mädchen. Komtess Scheremetowna ist ein ganz anderes Kaliber als dieser Hanswurst. Die hat Geschmack. Die kann ein Bœuf Bourguignon noch von einem Coq au Vin unterscheiden.«

»Ein was von einem was?«

»Sie ist ein echter Gourmet, wie der Franzose sagt. Aber davon verstehst du nichts, du Klappergerüst.«

»Warten Sie! Ich weiß nur, dass Herr Hollweg mir das Leben zur Hölle macht, wenn ich nicht mit einem Champagner für die Komtess zurückkomme.«

Die Küchenvorsteherin nickte. »Ja, das kann ich mir gut vorstellen. Er war schon immer recht aufbrausend. Ich habe gehört, dass er sogar einmal ...«

»Was ist denn nun mit dem Champagner?«, unterbrach sie Milli schnell. »Wo finde ich den?«

»Na, im Kühlhaus, Mädchen. Wo denn sonst?«

»Seit wann haben wir ein Kühlhaus?«

»Den Leichenkeller meine ich. Woanders war kein Platz mehr.«

Beim Leichenkeller handelte es sich um den mit Abstand gruseligsten Bereich des gesamten Senckenberg Museums. Der Abstieg in die Tiefen war steil und düster, und das flackernde Licht von Millis Laterne warf unheimliche Schattenbilder auf die schmalen, glatt geschliffenen Treppenstufen. Sie musste wirklich höllisch aufpassen, um nicht auszurutschen und sich bei einem Sturz in die Tiefe alle Knochen zu brechen. Schon nach wenigen Metern war der

Küchenlärm beinahe vollständig von den meterdicken Wänden verschluckt, und bald hörte sie nur noch ihre eigenen Schritte und ihren keuchenden Atem.

Im Herbst war sie zwanzig Jahre alt geworden und hielt sich im Grunde für eine aufgeklärte junge Frau, die nichts für Aberglauben und Geistergeschichten übrighatte. Doch jedes Mal, wenn sie diese steilen Stufen hinuntersteigen musste, verwandelte sie sich in ein kleines Mädchen zurück, das immer noch an all die unheimlichen Dinge glaubte, die ihr die Alten am Kamin erzählten. An die Geschichten von Werwölfen und weißen Frauen und von den Geistern der Toten, die keine Ruhe fanden, weil ihnen eine ordentliche Beerdigung verwehrt geblieben war – und Tote gab es leider zuhauf in den verwinkelten Kellergewölben, die nun vor ihr lagen. Unten angekommen, atmete sie erst einmal tief durch und nahm dann ihren ganzen Mut zusammen, um weiterzulaufen.

Ein langer Gang tat sich vor ihr auf, von dessen kahlen Wänden rechts und links zahlreiche Türen abgingen. Hinter den meisten befanden sich Lager Räume und Labors. Hier eine Sammlung seltener Federn und dort ein ganzer Raum voll mit aufgespießten Schmetterlingen. Ein Raum war vollgestopft mit nicht identifizierbaren Knochen, in einem anderen lagerten Hunderte von Steinen in allen erdenklichen Formen und Größen. Ein Übelkeit erregender Gestank nach Bohnerwachs und Knoblauch lag in der Luft. Der Knoblauchgestank rührte von dem Arsen